

Oliver Albrecht

## “Theologie einer kleiner werdenden Kirche”

Liebe Kolleginnen und Kollegen!

Gegenwärtig entwickeln wir Strategien, mit dem Rückgang an Ressourcen, Bedeutung und Mitgliedern unserer Kirche umzugehen. Viele dieser *Strategien* sind gut und unvermeidlich. Nach einer *Haltung* zu fragen, wie wir mit dieser Verlusterfahrung umgehen, gar nach einer theologischen Deutung – dazu kommen wir eher selten. Das nun will ich heute mit Ihnen tun.

Inspiriert durch die Staffel „Babylon-Berlin“ orientiere ich mich dabei an Barth. So könnte mein Vortrag den Untertitel tragen „Babylon-Berlin-Barth“. Wir sind wieder in den 20er Jahren...

Ich werde dabei in drei Schritten vorgehen. In einem ersten möchte ich mich aus meiner theologischen und berufsbiografischen Position dem Säkularisierungsbegriff annähern. In einem zweiten Schritt möchte ich diese Gedanken in Theologie und Strategien einer rasch kleiner werdenden Kirche in Westeuropa einordnen. Von da aus werde ich drittens prüfen, was es mit der hier und in der derzeitigen kirchenpolitischen Situation immer wieder aufleuchtenden Zeitanzeige einer „Nachkonstantinischen Epoche“ auf sich hat.

### 1. Eine Annäherung an den Begriff der „Säkularisierung“

Hätten sie sich gekannt – der Liedermacher Wolf Biermann wäre womöglich Karl Barths liebster Atheist geworden. Rückblickend hat Biermann vor kurzem erst gesagt: „Unsere gottlose Religion trank ich mit der Muttermilch. Nach dem Kriege wurde ich in der kommunistischen Kirche konfirmiert. Der heilige Karl Marx war unser lieber Gott und Stalin sein Prophet. Mein Vater, der in Auschwitz ermordete Jude und Widerstandskämpfer Dagobert Biermann, blieb mein gebenedeilter Märtyrer... Ziemlich spät, erst im Jahr, als die Mauer ja noch ewig stand, hatte ich als Mann endlich den Mut, erwachsen zu werden: Ich brach mit meinem Kinderglauben und wurde ein guter Renegat. Erst in der fremdvertrauten Freiheit der Demokratie begriff ich, dass jeder Versuch, das Himmelreich auf die Erde zu zwingen, die Menschen unentrinnbar in immer tieferen Höllen zwingt.“<sup>1</sup>

Die Welt Welt sein lassen – der fröhliche Partisan und der gute Renegat singen uns hier im Duett und ins Herz.

Ich durfte im vergangenen Jahr in Zürich bei Christiane Tietz an einer Entdeckung in der Theologie Karl Barths teilhaben, die ich für mich so zusammenfasse: Säkularisierung bedeutet nichts anderes, als dass die Welt zu sich selbst und die Kirche wieder zu ihrer Sache kommt. Und das ist eine gute Nachricht.

Beinahe nur zwischen den Zeilen hörte ich noch etwas anderes: Der Begriff der Säkularisierung an sich ist problematisch. Er suggeriert, diese Welt habe einmal der Kirche gehört und nähme sich jetzt frech die Freiheit, sich von ihrer Herrscherin zu emanzipieren. Wer „Säkularisierung“ überhaupt nur denkt oder gar sagt, sitzt so hoch auf dem Ross, dass er dann doch nur tief fallen kann.

Der von mir geschätzte Kabarettist Till Reiners hat die klerikale Arroganz des Begriffs „Säkularisierung“ einmal entlarvend an der Absurdität des Satzes „Ich glaube nicht an Gott“ nachgewiesen. Dieser Satz war das Äußerste, was dem Atheisten in seiner von der Kirche

---

<sup>1</sup> Wolf Biermann: Mensch Gott! Berlin 2021, Seite 13

beherrschten Jugend zu sagen erlaubt war. „Ich glaube nicht an Gott“ impliziert: „Es gibt einen Gott, aber für mich bitte nicht“ – „Es gibt keinen Gott“ hat er sich erst später zu sagen getraut.

Wirklich Atheist zu sein wie Wolf Biermann und Till Reiners ist in Barths Anthropologie möglich. Nicht einmal implizit oder unbewusst müssen sie Christ:innen sein. In KD IV malt uns Barth geradezu vor Augen, wie die Welt von Gott erlöst und befreit wird, getragen und gehalten ist – ohne dass sie dazu von der Kirche beherrscht werden müsste. Noch mehr: Viel ungestörter und fröhlicher kann Gott sein Werk tun in einer Welt, die eben gerade nicht von der Kirche beherrscht wird. Falls es je ein christliches Abendland gegeben hat: sein Ende ist das Erwachen aus einem bösen Traum und nun wirklich gar kein Anlass zur Traurigkeit.

Bevor ich das nun mit den gegenwärtigen Strategien und Theologien in einer rasch kleiner werdenden Kirche konfrontiere, möchte ich mit Ihnen noch eine Beobachtung teilen. Sehen Sie, mir ging es in den letzten Wochen bisweilen und meistens des Nachts so, dass ich neben der wirklich großen Befreiung, die das alles für uns Kirchenleute bedeuten kann, plötzlich auch eine merkwürdige Heimatlosigkeit spürte. Als jemand, der nur mit viel Kaffee und auch immer nur für Augenblicke in die Sphären aufzusteigen vermag, in denen Barth so munter sein Wesen treibt, überkam mich dann und wann auch so etwas wie ekklesiologische Weltraumkälte. Wo sind wir denn nun verortet, zu Hause, verwurzelt gar?

In einer Vorlesung, die Karl Barth direkt nach dem Krieg in den Ruinen der Universität Bonn gehalten hat, bin ich auf eine Spur gestoßen. In seiner 11. Vorlesung „Der Heiland und Gottesknecht“ rät er einer heimatlos gewordenen Kirche, ihre Wurzeln wieder in Israel zu suchen. „Denn“, so sagt er, „in der Person des Juden steht der Zeuge uns vor Augen, der Zeuge des Bundes Gottes mit Abraham, Isaak und Jakob und somit uns allen! Auch wer die Heilige Schrift nicht versteht, kann diese Erinnerung sehen.“<sup>2</sup>

Und nachdem er mit scharfer Klinge alle nur denkbaren Gottesbeweise als geradezu feuerbachsche Träume entlarvt, hält er fest: Der einzige Beweis für die Existenz Gottes ist das Volk Israel. Daran soll sich Kirche halten, wenn sie einen irdischen Halt sucht! Der vom Thron befreite Altar darf – endlich! – wieder seine Herkunft aus dem Tempel in Jerusalem bekennen. Wie Schuppen fällt es uns von den Augen: Unsere Könige hießen ja gar nicht Karl und Friedrich. Sondern – immer schon! – David und Salomo. Die Säkularisierung entlässt uns nicht ins Nichts, sie ist der Beginn einer Wallfahrt zum Berg Zion. –

Ich kann dem jetzt in diesem Rahmen nicht weiter nachgehen. Und sicher finden sich hier und an anderen Orten bei Barth auch Gedankengänge, wo wir im jüdisch-christlichen Dialog auch weiter sind nach fast 77 Jahren jetzt. Und doch liest sich vieles dort geradezu prophetisch. Für unsere Debatte über eine säkulare oder gar atheistische Welt ist dann schon festzuhalten: Barths Theologie hat besonders in Predigt und Seelsorge ein großes Herz für diese „säkulare“ Welt. Denn was soll Welt anders sein als säkular? Und Atheismus ist für ihn keine Zerfallerscheinung, die in kirchlichen Rückzugsgefechten bekämpft werden müsste. Nur eines sagt er den Deutschen in diesem Nachkriegssommer unter fast freiem Himmel: Im Antisemitismus allein hat der Atheismus eine Form angenommen, die vor Gottes Gericht keinen Bestand haben wird.<sup>3</sup>

Ach, was ich es bedaure, dass sich Karl Barth und Wolf Biermann wohl nie begegnet sind. Denn nicht in der 11. Vorlesung, sondern im 11. Lied des großen Gesangs vom ausgeharkten jüdischen Volk singt Biermann, was der Rabbi Jizchak Katzenelson auf den Trümmern des Warschauer Ghettos gedichtet hat: „Nun hast Du wirklich alles unternommen, Adonai, um in mir den Gedanken an Dich zu

---

<sup>2</sup> Karl Barth, Dogmatik im Grundriss, Zürich 2017<sup>12</sup>, Seite 88

<sup>3</sup> aaO, Seite 90

zerstören. Aber so kommst Du mir nicht davon. Dir zum Trotz und gegen alle Wahrscheinlichkeit halte ich an Dir fest. Wir werden ja sehen.“<sup>4</sup>

Sollte uns mulmig werden bei unserem Hinausgeworfen-Werden in die Welt, halten wir uns am besten in großem Respekt und mit noch größerer Demut an die Juden, die das tausendfach besser kennen und millionenfach mehr erlitten haben. Und mit Barth ist das mehr als ekklesiologische Möglichkeit, nämlich christologisches Bekenntnis. Er sagt: „Die Meinung kann auch nicht die sein, dass wir an Jesus Christus glauben, der nun eben zufällig ein Israelit war, der aber ebenso gut auch einem anderen Volk hätte entstammen können. Nein, wir müssen hier ganz streng denken: Jesus Christus, an den wir glauben ... war notwendig ein Jude ... Wer sich Israels schämt, der schämt sich Jesu Christi.“<sup>5</sup>

## 2. Theologie und Strategien einer rasch kleiner werdenden Kirche

„Die fetten Jahre sind vorbei“ – so lautet der Titel eines Spielfilms des österreichischen Regisseurs Hans Weingartner aus dem Jahr 2004: Drei junge Menschen brechen in Villen offensichtlich sehr reicher Menschen ein, stehlen aber nichts, arrangieren Möbel und luxuriöses Interieur nur kunstvoll neu in einer Art heiliger Unordnung und befestigen an ihren Kunstwerken lediglich ein kleines Plakat mit der Aufschrift: „Die fetten Jahre sind vorbei. Ihre Erziehungsberechtigten“.

Die evangelischen Kirchen in Deutschland sind im letzten der sieben fetten Jahre. Und Erziehungsberechtigte inner– wie außerhalb der Kirche heften Warntäfelchen an unsere immer noch heilige Ordnung. Bei allem sich abzeichnenden Mangel sind wir weltweit wie kirchengeschichtlich bei den reichsten Kirchen der Welt und aller Zeiten, was die Ausstattung mit Gebäuden, Technik und Fahrzeugen, was die personellen wie finanziellen Ressourcen betrifft.

Ich möchte Ihnen im folgenden nun die Strategien der Kirchenleitungen in der EKD für dieses letzte der sieben fetten Jahren beschreiben. Es sind – wie ich finde – im Großen und Ganzen wirklich gute Strategien. Sie sollen uns durchsteuern zwischen der Skylla der Bequemlichkeit oder gar lähmenden Angst und der Charybdis schon beginnender Verteilungskampf in Form von theologisch aufgeladenen Finanzdebatten. Es sind meist gute Strategien, ja – und das ist auch wirklich nötig, damit uns der Laden nicht jetzt schon auseinanderfliegt. Aber es sind eben auch nur Strategien. Eine Haltung etwa haben wir noch nicht so recht gefunden. Mit den hier diskutierten Entdeckungen bei Karl Barth können wir zumindest auf die Spur kommen, eine solche Haltung zu finden. So werde ich mich im Anschluss an die darzustellenden Strategien mit Barths und Ihrer freundlichen Hilfe auf die Suche nach einer angemessenen Haltung, vielleicht sogar einer „Theologie einer rasch kleiner werdenden Kirche“ machen.

Wieso Barth hier helfen kann, können wir mit einem kurzen Blick auf die aktuellen Strategien sehen. Diesen Strategien gehen von zwei sich eher widersprechenden als ergänzenden Analysen voraus:

- Die einen sagen: das sind unumkehrbare Trends, der demographische Wandel, die Krise der Institutionen überhaupt; Parteien, Gewerkschaften, Vereinen geht's genauso und für die Kirche hat die Krise vor 200 Jahren mit der Aufklärung und dem Reichsdeputationshauptschluss und diesen ganzen Dingen bereits begonnen. Diese Analyse wird interessanterweise als befreiend und entlastend empfunden,

---

<sup>4</sup> Katzenelson, Jizchak und Biermann, Wolf: Großer Gesang vom ausgeharkten jüdischen Volk, Köln 1994 passim

<sup>5</sup> Barth, Grundriss, Seite 89

- denn die andere Sicht, die zweite Analyse sagt: Das ist institutionell-behördliches Denken. Wir müssen den „Change“ von der Behörde zum Unternehmen hinbekommen, wir müssen „Wachsen gegen den Trend“, könnten doch in erfolgversprechende Modelle investieren und im Sparen dennoch innovativ bleiben. Usw.

Nach meiner Beobachtung wechseln sich diese Analysen ungefähr im 6-Jahres-Rhythmus ab. Wenn eine beruhigende und besonnene Phase in Lethargie und Depression kippt, kommt die Stunde der innovativen Führungskräfte mit Ideen, wirklich guten und neuen Ideen, was doch noch zu machen sei. Diese Aufbruchsstimmung erzeugt eine positive und leistungsbereite Atmosphäre. Bestimmte Faktoren aber wie etwa, dass innovative Projekte ja immer zum traditionellen Alltagsgeschäft dazu kommen (in einer Stellenausschreibung steht dann oft: „Die neue Pfarrperson soll Bewährtes fortführen und Neues wagen“ – da sage ich dann immer: „eins von beiden“!) oder dass die neuen Ideen und Innovationen nicht so schnell und manchmal gar nicht zu messbaren Erfolgen führen, bringt allmählich die beruhigenden Stimmen und besonnen-behördlich denkenden Führungskräfte wieder in Position.

Diese Analysen stellen die nicht unwichtige „Begleitmusik“ der Strategien dar. Hier sind drei Phasen zu beobachten. Ich nenne die erste Phase „Zeit der Gerechtigkeit“. Realistisch abschätzbare oder bereits eingetretene Verknappungen lassen sich am besten mit linearen Kürzungen relativ gerecht durchsetzen: Zuweisungen werden landeskirchenweit in Gemeinden, Einrichtungen und Werken um 30 % reduziert, Pfarrstellen pro Jahr um X%, in zehn Jahren also um 10X % gekürzt. Es wird nicht inhaltlich diskutiert, weil es nicht nur ungerecht, sondern manchmal tatsächlich unmenschlich ist, mit vorgeschobenen theologischen Argumenten in einen Wettkampf der Wertigkeit kirchlicher Arbeitsfelder – und damit Arbeitsplätzen! – einzutreten. Wir haben alle solche Sätze im Ohr: „Sie wollen den Kindern doch nicht das Evangelium vorenthalten!“ „Wenn wir jetzt die Ökumene, Kirchenmusik etc. aufgeben, sind wir nicht mehr Kirche Jesu Christi.“ Und immer geht es eigentlich um Planstellen.

Zwei Dinge sind in Phase eins wichtig:

1. das Ganze nicht schönreden und visionär überladen mit Leitbildern, Logos und programmatischer Namensgebung. Das alles entlarvt sich allzu bald als Geschenkbändchen um die Sparpakete.
2. Dinge lassen. Das fällt uns so schwer, dass wir Dinge nicht in Würde und mit Anstand beenden können. Die Einsicht, dass Dinge auch ihre Zeit gehabt haben, dass es im Glauben zum Leben gehört, dass hier auf Erden alles endlich ist, auch bestimmte – wunderbare und lieb gewonnene! – Formen von Kirchlichkeit, dass das alles, auch im schmerzhaften Beenden, von Gott seinen unendlichen Wert bekommt – das neu zu durchdenken (und zwar nicht immer nur für die anderen, sondern dieses Mal für uns selbst!) halte ich zur Zeit für die vornehmste Aufgabe der Theologie.

Hier treten wir in Phase 2 ein, die „Zeit der Schmerzen“. Das Netz ist durch lineare Kürzungen bis zum Zerreißen gespannt. Die Phase 1 trägt die gefährliche Illusion in sich, wir könnten doch irgendwie so weitermachen wie bisher, durch „intelligente Lösungen“, „Synergien und Kooperationen“, alles „WIN-WIN-Effekte“ usw. Wir können aber diesen Begriffen aus den Werkzeugkästen der Beratungsorganisationen schon lange nicht mehr trauen und vielen bereiten sie bereits geradezu körperliche Schmerzen.

Der Paradigmenwechsel in Phase zwei lautet daher:

Wir werden uns von bestimmten kirchlichen Arbeitsbereichen und Handlungsfeldern komplett verabschieden müssen. Wir werden weder in der Fläche noch von den Aufgaben alles so weitermachen können.

Und jetzt wird es schwierig und schmerzhaft. Denn theoretisch sehen das alle ein. Aber praktisch könnte es auch eben genau mich in meiner ekklesiologischen Identität treffen. Die Energie in der Diskussion kommt daher, dass sich jetzt biografische und theologische Argumente verknüpfen und verstärken, in menschlich nachvollziehbarer Weise bekommt der mir ans Herz gewachsene Bereich eine geradezu biblische Dimension. Und die hat er ja auch, zweifelsfrei.

Ich will, bevor ich meine kurze Analyse der Strategien beende, noch drei Aporien benennen, in der wir in den Kirchenleitungen zur Zeit sind:

- Entscheiden wir die Dinge demokratisch, also synodal, geraten wir in den permanenten Konflikt von Interessengruppen und die lobbyistisch am stärksten und am besten Vernetzten setzen sich durch. Tragischerweise sind das oft die, die nicht so stark ins kirchliche Alltagsgeschäft eingebunden sind und viel Zeit für „Kirchenpolitik“ und Durchsetzung eigener Interessen haben.
- Entscheiden wir es betriebswirtschaftlich, also etwa mithilfe der Freiburger Studie um Parameter, die den Mitgliederrückgang etwas aufhalten oder gar neue Zielgruppen gewinnen könnten, gibt es etwa für die Gefangenenseelsorge oder eine hoch qualifizierte theologische Ausbildung – mit Barth denken wie die Justizvollzugsanstalt und die Universität stets zusammen! – und viele andere Arbeitsfelder überhaupt keine Legitimation mehr.
- Versuchen wir theologisch zu entscheiden, fragen also nach dem Wesen der Kirche, also dem theologisch Unaufgebbaren, laden wir allzu oft die Diskussion nur ideologisch auf – und kommen am Ende des Tages auch nicht weiter. Ich komme gerade von einer Synode, die inhaltlich-theologisch entscheiden wollte, ob man sich aus der Altenheimseelsorge oder der Flüchtlingsarbeit zurückziehen sollte. Ich mische mich selten in demokratische Prozesse und Diskussionen ein. Hier musste ich es tun.

Ich trage diesen bedauerlicherweise wirklich sehr betrüblichen kirchenpolitischen Stand der Dinge hier in die Dienstkonferenz, weil wir theologisch tatsächlich gerade sehr ratlos sind. Die anglikanische Kirche, die uns in Krise und Lösungsversuchen ungefähr zehn Jahre voraus ist, hat es durch einen ihrer Vordenker, den Bischof John Finney, vor knapp zehn Jahren auf den Punkt zu bringen versucht: „Wir müssen die Platzanweisung Gottes annehmen.“<sup>6</sup>

Das heißt für mich: Wir müssen uns fragen, was *Gott* da eigentlich gerade mit uns macht. Unsere bisherigen Diskussionen sind zu stark von der Frage geprägt, was *wir* jetzt am besten machen sollen. Und dieses „Machen“ ist von dem Bild geprägt, es hätte einmal bessere Zeiten gegeben und durch widrige Umstände kombiniert mit vermeidbaren Fehlern unsererseits geht alles seit – sagen wir hundert Jahren – den Bach runter. In diesem Erdrutsch errichten wir Befestigungsanlagen, um das Ende wenigstens noch ein wenig hinauszuzögern. Damit will ich sagen: In unseren Köpfen und leider inzwischen auch in unseren Herzen haben sich zwei kranke Leitsätze eingenistet, die implizit unser Denken und Handeln bestimmen:

1. Die Kirche hat ihre besten Zeiten hinter sich.
2. Der Niedergang ist unaufhaltsam.

So muss man denken, wenn man alleine auf unsere menschlichen Möglichkeiten schaut, wenn man auch theologisch lediglich defizitär im „Nicht mehr“-Modus fährt.

Ich möchte so gerne anders denken. Ich will diese Phase der Geschichte unserer Kirche als eine verstehen lernen, die etwas zu bedeuten hat – und zwar in unserer Geschichte mit Gott. So wie der Streit um Arius oder den Ablass, die Renaissance und die Reformation. So wie alles, was wir in Gottes Namen begonnen haben und beenden mussten. Dass Menschen in 100 Jahren im Rückblick sagen: Das, was die damals Säkularisierung genannt haben, war nicht der Anfang vom Ende, sondern der Beginn von etwas Neuem, war wie immer der Beginn von etwas Neuem.

Ein Jahr nach der erwähnten Vorlesung in den Ruinen der Universität Bonn schreibt Barth:

---

<sup>6</sup> Nach „Kirche kann auch anders. Perspektiven einer Kirche der Zukunft“, IEEG, Greifswald 2015

„Ich sehe merkwürdigerweise gerade so etwas wie einen tiefen Trauerschatten, der davon herzurühren scheint, dass wohl noch allzu viele der Meinung sind, als müssten wir Christenmenschen und Kirchenleute das ausrichten, was doch nur Gott selbst vollbringen kann und was er ganz allein vollbringen will: dies nämlich, dass Menschen wirklich durch das Evangelium wirklich zum Glauben kommen. Lasst uns aus diesem Trauerschatten heraustreten! Wir dürfen Gottes Zeugen sein. Seine Advokaten, Ingenieure, Manager, Statistiker und Verwaltungsdirektoren zu sein, hat er uns nicht berufen. Mit den Sorgen solcher Tätigkeit in seinem Dienst sind wir also nicht beladen. Wie kommen wir eigentlich zu der phantastischen Meinung, der Säkularismus und die Gottlosigkeit seien Erfindungen unserer Zeit, es habe einmal ein herrliches christliches Mittelalter mit einem allgemeinen christlichen Glauben gegeben und diesen wunderbaren Zustand in neuer Form wiederherzustellen, sei nun unsere Aufgabe? Wie kommen wir auf den grämlichen Gedanken, unsere evangelistische Beziehung zu den modernen Menschen darauf zu begründen, dass wir uns in Tabellenform über ihre verruchten Axiome verständigen; als ob es uns erlaubt wäre, diese Weltleute von heute anders zu betrachten als unter dem Gesichtspunkt, dass Jesus Christus auch für sie gestorben und auferstanden, auch ihr göttlicher Bruder und Erlöser geworden ist? Wie kommen wir nur dazu, uns die zuerst von einem deutschen Nationalsozialisten vorgetragene Phrase, dass wir heute in einer «unchristlichen», ja «nach-christlichen» Ära lebten, mit einer Selbstverständlichkeit zu eigen zu machen, als ob wir von der Begrenzung unserer Zeit durch Jesu Christi Auferstehung und Wiederkunft noch nie etwas gehört hätten, um dann ausgerechnet von dieser Voraussetzung aus darüber meditieren zu wollen, wie man in unsern Tagen am besten Evangelisation und Mission treiben könnte? «Nach-christliche Ära»? Unsinn! Etwas anderes aber könnte sehr wohl infrage kommen: was könnten wir eigentlich dagegen einzuwenden haben, wenn es Gott nun eben gefallen sollte, sein Werk nicht in einer weiteren zahlenmäßigen Vermehrung, sondern umgekehrt in einer energischen zahlenmäßigen Verminderung der sogenannten Christenheit weiter und seinem Ziele entgegenzuführen?“<sup>7</sup>

Ich übe mich gerade darin ein, im Futur II zu denken. Es ist die Zeitform der Prophetie: ein Perfekt in der Zukunft – wir werden erlöst worden sein. Jüdische Prophetie wie alttestamentliches Denken überhaupt erschöpft sich nicht in dem Zwang, idealistisch alles auf Linie zu bringen - fasziniert von den aufsteigenden, gelähmt von den absteigenden Linien - blind zu werden für Gottes Handeln in der Geschichte. „Gott regiert“, führt den Josef an die Spitze der Regierung und bewahrt nur kurze Zeit später das Volk auf nächtlicher Flucht, geleitet durch die Wüste ins gelobte Land und wird wieder nur für kurze Zeit ein Gott, mit dem Staat zu machen ist. Als es ein Unrechtsstaat wird, zerschlägt er ihn und führt in nicht nur babylonische Gefangenschaft und tröstet, tröstet sein Volk und macht mit ihm einen Neu-Anfang auf den Trümmern seiner Träume.

Wie armselig dagegen unsere lineare, eindimensionale Kirchengeschichtsschreibung! Ich möchte glauben, dass es Gottes Wille ist, dass alles so ist, wie es gerade ist. Gott schenkt fette und schickt auch magere Jahre, er befreit aus der Sklaverei und baut mit uns eine große Sache auf für eine Zeit. Er führt in Gefangenschaft und – weit weniger schlimm – mutet uns einen Schwund an Mitgliedern, Ressourcen und Bedeutung zu.

Es ist nicht das Schicksal und erst recht nicht unser Versagen. Der Herr der Geschichte ist – man hält es kaum noch für möglich – auch der Herr der evangelischen Kirchen in Deutschland im Jahr 2024 und er befreit uns aus Verzweiflung und Schönrednerei, den zwei Seiten derselben falschen Münze. Wir leben nicht in einer „nach-christlichen“ Zeit, schreibt Barth. So einfach kommen wir bei ihm nicht davon. Aber er führt einen anderen Begriff ein, spricht nicht von „nach-christlicher“, sondern von „nach-konstantinischer“ Zeit. In dieser nachkonstantinischen Zeit legt die Welt ihrer Maske ab und kommt zu sich selbst – aber auch für die Kirche beginnt eine neue Zeit der Freiheit, wenn sie sich nicht mehr als staatstragend gebärden muss.

---

<sup>7</sup> Karl Barth, Die Unordnung der Welt und Gottes Heilsplan, Zürich 1948

Taugt der Begriff „Nach-konstantinisch“ als theologische Zeitansage für eine rasch kleiner werdende evangelische Kirche in Europa? Das möchte ich im dritten und letzten Kapitel prüfen.

### 3. Kirchenleitung in nachkonstantinischen Zeiten

Barths theologischer Zeitansage, dass der kirchliche Zug seit einigen Jahrzehnten bereits in ein gleichsam nachkonstantinisches Land hinübergleitet, möchte ich grundsätzlich zustimmen. Vorher möchte ich aber noch kurz wenigstens vor einigen zwielichtigen Gestalten warnen, die derzeit auf diesen nachkonstantinischen Zug aufspringen.

In der Geschichte der Kirche gab es allezeit auch immer wieder schlecht gelaunte Menschen, die geduldig auf eine Krise zu warten bereit waren, um uns dann ihre Ideen anzupreisen, für die sich in guten Zeiten niemand interessierte. Diese Ideen leuchteten aus eigener Kraft leider nur so schwach, dass sie einen tiefschwarzen Hintergrund brauchten, damit man sie überhaupt erkannte.

Wir sagen das durchaus auch selbstkritisch. Manch einem von uns und auch mir ist es vielleicht schon so gegangen, dass man plötzlich dachte: „Jetzt ist meine Zeit gekommen! Jetzt ist die Zeit reif für meine Gedanken!“

Dieses antithetische Denken birgt jedoch in sich eine große Gefahr: Die angeblich neuen Gedanken sind allzu verwickelt im Alten. Da sie Energie zu einem großen Teil aus der Ablehnung des Alten beziehen, werden sie niemals wirklich frei, befreiend und neu.

Ein Schulfreund von mir ist Sohn eines Bäckers. Traumatisiert durch das allzu frühe Aufstehen der Familie jeden Morgen, später auch noch geplagt von einer Mehlstaub-Allergie, stand für ihn fest: Diesen Beruf wird er niemals ergreifen. Beim 40-jährigen Abiturtreffen letzten Sommer, also nach wirklich langer Zeit, war die spontane, dann aber auch erschöpfende und einzige Antwort auf die Frage, was er denn nun geworden sei: „Nicht-Bäcker“.

Viele, die derzeit das Ende der Volkskirche einläuten, kommen dann aus dem Läuten auch gar nicht heraus. Und die Stille, die irgendwann doch eintritt, ist eher peinlich. Diese ganzen Statements und Essays lesen sich geistreich, bisweilen sogar erheiternd, solange der Autor (der Autor!) im Demontage-Modus ist. Danach kommt oft nicht mehr viel. Aus diesem und noch zwei anderen Gründen ist das nicht meine Lesart von „nachkonstantinisch“.

Denn wenn wir mit Barth und mit allen guten Gründen die allzu enge Verbindung von Thron und Altar kritisieren und die Trennung von Staat und Kirche – auch für die Kirche! – als Befreiung beschreiben, dürfen wir nicht blind dafür werden, wie wir in kirchlicher und diakonischer Arbeit – gerade wenn wir sie gut machen! – immer wieder in Bündnisse und Verträge mit anderen gesellschaftlichen Akteuren und eben auch mit dem Staat geraten. Ich konnte es früher als Gemeindepfarrer und Dekan bisweilen gar nicht verhindern, dass ein Bürgermeister oder Landrat auf uns zu kam und in Bereichen wie ambulanter Krankenpflege oder Kindertagesstätten ein Kooperationsangebot machte, das auch Karl Barth gebilligt hätte. War das dann ein Rückfall in konstantinische Zeiten? Und fing nicht genau mit solchen Kooperationen nicht alles an, als die Versorgungssysteme des römischen Reiches zerbrachen und eine erstarkte Kirche mit sozialpolitisch engagierten Bischöfen wie den kappadokischen Vätern im Osten und Ambrosius im Westen plötzlich als einzig verlässliche Akteure dastanden?

Vorsicht also beim Tuten ins nachkonstantinische Horn – auch weil die Grenzziehung so schwer ist: Wenn Militärseelsorge zu kritisieren ist – ist es dann die Gefangenenseelsorge auch? Machen wir ein Fragezeichen hinter Sendezeiten im öffentlich-rechtlichen Rundfunk, hinter konfessionellen Religionsunterricht aber nicht? Lassen wir die Kirchensteuer vom Finanzamt eintreiben, empfinden die Staatsleistung dann aber als unmoralisch?

Gerade am Beispiel der Gefangenenseelsorge würden wir mit Barth auch entdecken, was für ein wundersames Geschenk es ist, dass wir in einem ja nun wirklich von der Außenwelt vollkommen abgeschlossenen Bereich zu fast 100 % aus staatlichen Steuergeldern finanziert frei ein- und ausgehen können und mit in Verträgen verbürgten Rechten kirchliche Arbeit tun dürfen. Problematisch wird es doch nur, wenn uns diese verbürgten Rechte nicht mehr zu heiligen Pflichten werden, sondern wir daraus Vorteile und Privilegien zu gewinnen versuchen.

Ich plädiere also für eine differenzierte Sicht auf eine theologische Deutung der Zeit als „nachkonstantinisch“. Sie muss ehrlich sein und sehen, dass gute kirchliche und diakonische Arbeit auch immer wieder neu in staatliche Kooperationen tritt. Diese Kooperationen müssen dem Menschen dienen und Gottes Sache und nicht institutioneller Eigeninteressen der Kirche vorantreiben. Und schließlich: dass der Staat sich seit längerem schon und zukünftig noch mehr andere Kooperationspartner sucht, darf auch und zuerst einmal ein ganz klein wenig traurig sein. Und dann – dann erst! zu einer wirklichen Neubesinnung führen.

So – und meines Erachtens nur so – kann dann die Interpretation der Zeit, dass Kirche in eine nachkonstantinische Epoche eintritt, einen neuen und befreienden Blick auf die gegenwärtige Krise werfen. Die Krise kann dann neu und nicht mehr rein defizitär und wie ein Kaninchen gebannt auf die absteigenden Linien starrend gelesen werden. Im viel angemesseneren Modus der Kriseninterpretation der alttestamentlichen Prophetie können wir in dem nicht zu leugnenden Abbau und Rückbau auch einen Transformationsprozess erkennen. Mit Barth ist nämlich die einzig tatsächlich bedrohliche Säkularisierung „die Säkularisierung des Christentums und der Kirche selber“.<sup>8</sup>

Kirche muss dringend die in der nun wirklich langen „konstantinischen“ Phase erworbenen Privilegien und geschaffenen Strukturen überdenken. In einer Steuerungsgruppe der Kirchenleitung für den Reformprozess meiner Landeskirche stellten wir vor den Osterferien auf einer Klausurtagung fest, wie wenig sich tatsächlich durch die Einschnitte 1530, 1918, 1948 usw. geändert hat. Und in manchen Bereichen haben wir endspurtartig in den letzten Jahrzehnten noch einmal richtig nachgelegt. Unsere Landeskirchenbaudirektorin Oberkirchenrätin Schulz – auch so ein wunderschöner preußisch-konsistorialer Titel! – hat nachgerechnet, dass seit der Beerdigung des Bonifatius 754 in Fulda bis 1971 auf hessischem Gebiet genauso viele kirchliche Gebäude errichtet wurden wie von 1971 bis heute. Beeindruckend und beängstigend zugleich! Eine steinreiche, immobil-unbewegliche Kirche mit einem preußisch-konsistorialen Leitungssystem mit Dimissorialen und Dienstwegen, einem bis zum äußersten angespannten und hier und da schon gerissenen parochialen Netz, mit irgendwelchen Spezialisten, die in selbstreferenziellen Blasen Antworten auf Fragen verfeinern, die seit 30 Jahren kein Mensch mehr stellt – da bräuchten uns gar nicht die Mitglieder wegzulaufen, um zu erkennen, dass wir vollkommen aus der Zeit gefallen sind.

Wir wollen jetzt den Reformprozess noch einmal neu auflegen, mit anderen Fragen, die ich in diesem Kontext einmal „vorkonstantinisch“ nennen möchte: Wo haben wir auf unserem Weg durch die Jahrhunderte Elemente als Paradigmen kirchlicher Existenz verloren, die vielleicht doch wesentlich zur Kirche gehören, uns zumindest in der gegenwärtigen Krise aber Impulse geben könnten? Ich habe einen regelmäßigen Workshop von Berufsanfänger:innen ins Leben gerufen, die in der Akademie Frankfurt in sogenannten Nullpunktszenarien Kirche heute neu gründen, als sei nichts geschehen.

---

<sup>8</sup> Karl Barth, Kirche oder Gruppe, EvTh 3 (1936), Seite 213



Und immer wieder stoßen wir auf „vorkonstantinische“ Elemente. Wir hatten auf einer Fortbildung den immer noch jungen Gerd Theißen zu Besuch und haben überlegt, was eigentlich aus den Wanderpredigern geworden ist und ob ihre Zeit nicht wieder gekommen ist. Und wie das nördlich der Alpen gehen kann, vielleicht kombiniert mit geistlichen Zentren, Klöstern auf Zeit, Familienkommunitäten.

Die jungen Kolleg:innen spiegelten uns, dass genau zu diesen beiden Fragen „Unterwegs sein mit einem Auftrag“ und „Neue Lebensformen“ in ihrer Szene viel diskutiert wird. Wanderprediger und Klöster: Wer hat’s erfunden? Wir legen ein neues Erprobungsgesetz vor, bei dem in vakanten Flächen das alles ausprobiert werden und gelingen und scheitern darf.

Kirche gerät aus dem Häuschen und das ist gut so. Das verfluchte Corona hat uns den Rest gegeben – aber auch einen Tritt in den Hintern. Wir warten nicht mehr in unseren viel zu großen Gebäuden, dass ein paar Menschen dem Pfarrer, der Pfarrerin zuliebe oft in sorgsam vorbereitete Veranstaltungen kommen. Wir gehen auf die Straße, wir machen die Musik und beginnen in Pop-up-church und fresh-x, Tauffesten und Spontan-Hochzeiten eine neue Form von Kirche zu ahnen. Die dabei sind wollen nicht die Kirche retten und die Welt. Die wollen einfach nur mal wieder Spaß haben.

Ein Theologie Student Anfang 20 sagte in seinem Alter entsprechender Euphorie:

„Wir waren Behörde, die den Glauben verwaltet hat.  
Wir sind gerade Unternehmen, das den Glauben anbietet.  
Wir werden Kirche sein, die den Glauben lebt.“

Ich stimme dem jungen Kollegen natürlich vollumfänglich zu. Meine Aufgabe als Kirchenleitung besteht jetzt „zwischen den Zeiten“ darin, dafür Sorge zu tragen, dass Menschen in der Zeit der Krise und der Transformation auch weiterhin gesund und so froh wie irgend möglich ihrem Dienst als Pfarrerin oder Pfarrer nachgehen können.

